

Die Perikope gehört zu den synoptischen Texten, die Markus, Matthäus und Lukas gemeinsam sind. Markus ist das älteste Evangelium, und Lukas hat die Geschichte von Markus übernommen. Wie Markus platziert er die Episode zwischen die Perikope der Kindersegnung und die dritte Leidensankündigung. Die Kindersegnung endet mit dem Hinweis auf das Reich Gottes: „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen“ (Lk 18,17). Das wird dann im Folgenden in der Thematik des „ewigen Lebens“ und dann des „Reiches Gottes“ weitergeführt.

Die Verbindung mit der Leidensankündigung ist eher theologischer Natur. Da gibt es kein verbindendes Schlüsselwort. Aber der ganze Textablauf des Evangeliums ist auf die Passion hin ausgerichtet: Jesus und seine Jünger befinden sich auf der Wanderung durch Galiläa und Samaria nach Jerusalem. Wir haben es mit Reiseszenen zu tun, Begegnungen mit Menschen und Gruppen auf dem Weg. Das Kommende steht schon mit am Horizont.

Die an unsere Perikope anschließenden Verse 28–30 gehören noch thematisch dazu. Im Gegensatz zu dem reichen Fragesteller ist es hier *Petrus*, der betont, dass die Jünger alles für Jesus aufgegeben hätten. Und Jesus bestätigt ihm, wer Haus und Familie um des Reiches Gottes willen verlassen habe, „der wird es vielfach wieder empfangen in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt“. Bemerkenswertes bringt hier der Vergleich mit den Textfassungen bei Markus und Matthäus zu Tage: Dort werden die Jünger *mit Jesus teilhaben* am Reich Gottes. Bei Markus heißt es weiterhin ganz *konkret*, auf das *diesseitige Leben* bezogen: Die Jünger bekommen andere Häuser, eine andere Familie usw. in *dieser* Zeit. Und typisch ist bei Markus der Hinweis, dass auch die Jünger dabei unter *Verfolgungen* leiden werden.

¹ Vorgetragen auf der Tagung des Martin-Luther-Bundes in Seevetal am 27. 1. 2009; für die Publikation leicht überarbeitet.

Unsere Perikope besteht aus zwei Teilen:

1. Die Szene der Begegnung Jesu mit einem Mann, der nach dem ewigen Leben fragt. Eventuell war dies ursprünglich ein eigenständiger Dialog in der Quellensammlung.

2. Jesu Fazit. Der Kamelspruch war vielleicht auch ein eigenes Stück der Tradition. Es ist nun in eine Betrachtung Jesu und einen kurzen Wortwechsel mit den *Umstehenden* eingefügt. Thema sind die Bedingungen, um ins Reich Gottes zu gelangen. Bei Lukas ist der Text im Vergleich zu Markus und Matthäus recht komprimiert, wo das Erschrecken und die Unruhe der Menschen (bei beiden sind es die *Jünger*) und das Gespräch zwischen Jesus und seinen Jüngern ausführlicher geschildert werden.

Aber beide Teile sind thematisch verbunden: durch die Frage nach dem Einlass ins ewige Leben und die dabei entscheidende Haltung zu Besitz, zu Reichtum. Im jüdischen Diskurs war das ein übliches Thema, im Neuen Testament ist es aber eher selten: Die Frage nach dem ewigen Leben ist sonst nur in Lk 10,25 und seinem markinischen Paralleltext überliefert, wo ein Schriftgelehrter ähnlich fragt: „Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ Dort wird der Hinweis auf die Tora und auf das Doppelgebot der Liebe zugeführt. Uns ist diese Szene gut vertraut. Auf die Frage, wer denn der Nächste sei, antwortet Jesus dann mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner.

In unserem Text ist es kein junger Mann (wie bei Matthäus), der Jesus fragt, oder irgendjemand (wie bei Markus), sondern ein *archōn*, ein „Vorsteher“. Lukas richtet die Aufmerksamkeit auf die soziale Bedeutung des Fragenden, nicht auf dessen moralische Haltung. Er ist vielleicht ein Mitglied des Hohen Rates oder eine Führungspersönlichkeit der Pharisäer.

„Guter Meister, Lehrer“, spricht er Jesus an. Mit dieser Anrede war damals eine religiöse sowie intellektuelle und spirituelle Autorität verbunden. Jesus antwortet, nur Gott sei gut. Das entspricht dem Sprachgebrauch jüngerer biblischer Texte (z. B. Ps 25,8; 34,9; 100,9; Jer 33,11). „Niemand ist gut *als Gott allein*“ – das hat Anklang an das *Schēma Israel* in 5. Mose 6,4b („Höre, Israel, der Herr ist Gott, der Herr allein“). Möglicherweise soll Jesu Antwort auch an das erste Gebot erinnern. D. h., Jesus verweist weg von sich selber auf Gott. Er allein ist gut, bei ihm liegt die Autorität.

Im Weiteren verweist Jesus dann auf die zweite Tafel der Zehn Gebote entsprechend der Reihenfolge der griechischen Bibel, der Septuaginta, nur dass das vierte Gebot zum Schluss aufgezählt wird. Bei der Parallelstelle in

Markus ist noch das Nichtbiblische „Du sollst nicht berauben“ aufgenommen (was evtl. eine Zusammenfassung des zehnten Gebots darstellt), bei Matthäus das Doppelgebot der Liebe. In jeder Textfassung bewegt sich die Antwort Jesu im Rahmen der jüdischen Lehrtradition. Bedingung für den Eingang ins ewige Leben ist das Halten der Gebote. Die kultischen Gebote werden nicht genannt. Vielleicht kennt sie Lukas, der hellenistische Heidenchrist, nicht mehr. Der Tempel ist inzwischen zerstört und die Juden in alle Welt geflüchtet. In Bezug auf die Gebote ist anzunehmen, dass es für die Menschen damals außer Zweifel stand, dass man die Gebote einhalten kann und dass das ins ewige Leben führt. Sonst hätte man nicht so gefragt wie hier.

Die Antwort des Vorstehers erweist ihn als gesetzestreuen Juden. Wenn er trotzdem fragt, was er tun müsse, verbirgt sich dahinter vielleicht Unsicherheit, dass er irgendwie dem ewigen Leben doch nicht genügt. Irgend-eine Unruhe oder Anfechtung mag ihn umtreiben. Im Spannungsbogen des Fragens und Antwortens ist schon eine Bewegung über die Tora hinaus angelegt. Das Bewusstsein ist gewachsen, dass man das Leben nicht einfach geradlinig und spannungsfrei zur Erfüllung bringen kann.

In der Antwort Jesu tut sich ein Kontrast zu der Feststellung „Dies *alles* habe ich gehalten“ auf: „*Eins* mangelt dir noch“, unterstreicht er. Und das „alles“ der gehaltenen Gebote wird kontrastiert mit der Forderung „*alles*, was du hast, verteile es“. Das Eine, was noch fehlt, ist das Neue, Radikale, das über die Tora hinausführt. Es ist nichts Allgemeines, sondern die Antwort ist ganz auf die Person des Fragestellers zugeschnitten: „Verkaufe alles und verteile es an Arme, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ – Das Verb „verteile“ ist dabei genauer als das markinische „gib“.

Im Hintergrund der Argumentation steht das weisheitliche Denken des hebräischen Testaments: Irdisches Tun verschafft keinen jenseitigen Lohn: vgl. Tobit 4,8ff: „Wenn du viel hast, so übe damit Barmherzigkeit; wenn du wenig besitzt, so scheue dich nicht, dem Wenigen entsprechend Barmherzigkeit zu tun; denn so sammelst du dir einen guten Schatz auf den Tag der Not“, das heißt „des Todes“. Das klingt auch in Mt 6,19f an: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo die Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel ... Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Zu diesem Thema gehören auch die Geschichten vom Scherflein der armen Witwe (Lk 21,1–4, Mk par.) und vom törichten Kornbauern (Lk 12,13–21, ohne par.). Lukas zeigt sich in seiner Aufnahme und Bearbeitung solcher Quellen als der Evangelist, der auf der Seite der Armen steht. Ganz deutlich wird das in seiner Fassung der ersten Seligpreisungen: „Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer“ (Lk 6,20).

Die Aufforderung, seinen Besitz aufzugeben, wird ergänzt durch den Ruf in die Nachfolge. Beides gehört zusammen und erfordert eine neue Lebensausrichtung. Wir hören als Reaktion des Fragestellers, dass er „tief betrübt“ wurde. Er kann nicht über sich hinaus. Jesu Forderung ist eine schwere Herausforderung für ihn, eine innere Anfechtung. Lukas streicht von Markus, dass Jesus Sympathie für den Frager empfindet („gewann ihn lieb“, schreibt Markus). Nach Lukas empfindet Jesus keine Sympathie für eine Person, die am Ende nicht in die Nachfolge kommt. Deshalb ist wohl auch der Gemütszustand des Fragenden kürzer zusammengefasst als bei Markus – mit einem Adjektiv, wo Markus eine Verbalform setzt. „Er war sehr reich“, heißt es knapp, statt bei Markus „hatte viele Güter“. Der Begriff „reich“ schafft zugleich die Verbindung zum Spruch mit dem Kamel und dem Nadelöhr.

Bleiben wir einen Moment bei der Traurigkeit des Fragenden. Emotionen kommen bei Menschen oft auf, wenn sie am Beginn einer neuen inneren Entwicklung stehen. Bei dem Mann im Text mag es durchaus der Anfang einer Umkehr sein. Bald wird sich, im Anschluss an unseren Textabschnitt, Petrus einschalten mit seiner Frage, ob denn wenigstens die Jünger, die tatsächlich alles aufgegeben hatten, um Jesus nachzufolgen, ins Reich Gottes kommen würden. Petrus hat aber auch keine weiße Weste, er ist moralisch nicht besser als der Vorsteher hier. Denken wir an die Verleugnung des Petrus, der, als der Hahn dreimal gekräht hat, bittere Tränen weint – Tränen der Reue über seine Schuld und sein eigenes Unvermögen. Was er getan hatte, war nicht wiedergutzumachen. Und auch für ihn gilt schließlich, dass Gott in sein Leben heilend eingreift. Nach Ostern wendet sich Jesus ihm wieder zu, er schenkt Petrus Vergebung und erneuert ihre Freundschaft in seiner bleibenden Zusage. So wird seine Geschichte zur Hoffnung für alle, die in ihrem eigenen Willen und doch Nicht-Können nach dem Reich Gottes fragen.

Zurück zu unserem Text. Als Jesus sieht, dass der Reiche der radikalen Forderung nicht entsprechen kann, besinnt er sich auf das wahrscheinlich altbekannte Bild vom Kamel und dem Nadelöhr. Er sagt es, wie man ein Sprichwort zitiert. Wie in Afrika z. B. bis heute gehörte es damals (und vielleicht bis heute?) auch in Palästina zur Kultur, Lebensweisheiten kurz und anschaulich in Sprichwörter zu fassen. Dabei wird die individuelle Befindlichkeit des einzelnen Fragenden ins Grundsätzliche verallgemeinert: „Wie schwer kommen die Reichen ins Reich Gottes!“ Lebenserfahrung spielt hier herein, schon aus der vorchristlichen Zeit und vielleicht auch schon aus der Missionserfahrung der frühen Gemeinden. In Apg 2,42ff wird uns berichtet, dass die frühen Christen noch alles gemeinsam hatten und miteinander teilten. In Bezug auf jene Stelle sprach man vom „christlichen

Urkommunismus“. Aber der hat nicht lange gehalten, schon in 1 Kor 11,17ff erfahren wir von Spaltungen in Arm und Reich, sogar am Tisch des Herrn.

Und heute? Wenn im Prozess der Säkularisierung der Sinn für das greifbare Leben Transzendierende wegbricht und nur noch das Diesseitige gesehen wird, dann verliert auch der Aufruf seinen Sinn, dass man sich nicht Schätze auf Erden sammeln soll. Warum nicht, wenn sie doch das Leben annehmlicher machen und es nichts darüber hinaus gibt!

Der Sozialismus hatte noch eine Vision. Er wollte das Leben der Menschen verbessern. Er entstand aus dem Elend der frühindustriellen Revolution im 19. Jahrhundert, als die Kirchen den Ernst der Misere der Arbeiter noch nicht erfasst hatten. Er war radikal, ähnlich wie die Forderung Jesu, aber doch keine wirkliche Lösung. Denn wo Idealismus diktatorisch durchgesetzt wird, kann er nicht „zum Wohle des Volkes“ sein. Die Herausforderung, vor die Jesus uns in unserer Perikope stellt, bleibt für uns Menschen ein zwiespältiges Thema. Als ähnlich zwiespältig wiederum haben manche es empfunden, als der Lutherische Weltbund in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Programm zum Thema des individuellen Besitzes durchführte – in Reaktion auf den Sozialismus. Da schlug das Pendel schnell wieder ins Bürgerliche und Besitzstandswahrende um.

Und bei dem Sprichwort, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt, kann ich auch die heutige globale Finanzkrise nicht ausblenden, die offenbart, auf welcher Grundlage wir unser Leben aufbauen. Wir sind ja alle ein Teil des Systems. Gibt es keinen dritten Weg zwischen den Gegensätzen? Wir kommen darauf zurück.

Im Dialog in unserem Text kommen nun die Reaktionen der Umstehenden hinzu, die fragen: Wer kann dann gerettet werden? (Bei Markus und Matthäus sind es die Jünger, die so fragen, also ein eingegrenzterer, engerer Kreis, und das Gespräch geht emotionaler als bei Lukas hin und her: Da „*erstaunten*“ und „*entsetzten sie sich sehr*“.) Hier bei Lukas sind es Menschen allgemein, und es scheint, sie identifizieren sich mit dem Reichen, der es nicht schafft. Alle Menschen allgemein werden ihm gleich. Wer kann dann *überhaupt* gerettet werden? Das ist der Ton der Frage.

Die Antwort, die Jesus nun gibt, ist die Jahreslosung 2009. Sie ist für den reichen Frager und für uns alle tröstlich: „Was unmöglich ist bei den Menschen, ist möglich bei Gott.“ In Jesu Antwort geht es nun nicht mehr um ewiges Leben, sondern es ist jetzt vom Reich Gottes die Rede – dazu gehört auch das Verb „*gerettet werden*“.

„Was unmöglich ist bei den Menschen“ – das hat das gerade Erlebte vor Augen geführt. Aber Gott selber überwindet das Unvermögen der Menschen (nun nicht mehr nur des einen Reichen), um sie zu retten. Dass Gott alles

vermag, entspricht biblisch-alttestamentlicher Redeweise. Diese Feststellung bildet den Höhepunkt der Geschichte und deren Ausblick. Wir Menschen können unser Heil nicht „machen“. Heil ist kein Werk unseres Ego, sondern es ist unverfügbares Geschenk. Gott greift aus Liebe in unser Leben ein. Das ist nicht immer eine einfache, glatte Erfahrung. Im Gegenteil, Gottes Eingreifen führt den Menschen oftmals in Anfechtung – innere und äußere Konflikte und Kämpfe, so wie in unserer Perikope auch. Es ist der Weg durch Tod und Auferstehung, angezeigt in der folgenden Leidensankündigung Christi. Leichter ist das Reich Gottes nicht zu haben, auch nicht für seine Jünger. Aber uns gilt die Zusage, so wie sie auch Petrus galt und sich in seinem Leben erfüllte.

Mit dieser Zusage im Rücken können wir Vertrauen wagen. Bei Gott ist alles möglich, was wir nicht vermögen. Also können wir die Sorglosigkeit der Vögel unter dem Himmel und der Lilien auf dem Felde annehmen. Gott ernährt und kleidet sie doch auch. „Verkaufe alles und verteile es an die Armen“: Da geht es um eine Haltung unbekümmerter Großzügigkeit: von sich absehen, nicht nur etwas wegschenken, sondern sich selber verschenken, so wie Gott sich uns schenkt. Es ist eine Bewegung der Freude: der Freude der Geretteten und Erlösten. Sie schwingt über sich hinaus und will sich mitteilen. Und da beginnt das Reich Gottes unter uns.

Ich möchte zum Abschluss aus einer Andacht bei der Kirchenleitendentaugung in Greifswald im September 2008 zitieren. Ein Bischof gab uns zu bedenken:

„Es ist ziemlich einfach, die anzuklagen, für die Reichtum und Unabhängigkeit ihre grundlegenden Ziele sind. Es ist viel schwieriger, aber auch viel mehr wert, einander zu helfen, das auszugraben und hochzuhalten, was uns letztlich bewegt und beschäftigt! Und herauszufinden, dass wir fortwährend ernährt und gekleidet werden und uns das Leben umsonst geschenkt wird, von Gott, der uns nichts schuldet.“

Auch Kirchen horten ihren Reichtum, ihre Bequemlichkeit, ihre Unabhängigkeit – und folglich scheuen sie sich davor, das Leben mit den gegenwärtigen Generationen und gegenwärtigen Herausforderungen zu teilen. Unser Evangelium ist stark genug, um im Offenen zu überleben und ins Offene hineinzuwirken ...“ Solche Offenheit verbindet sich mit dem Wagnis, „sich in Beziehung zu setzen und sich sogar vom Einsatz von Menschen abhängig zu machen und ihren (der Kirche) eigenen Reichtum zu riskieren“; denn „das, was zuletzt trägt, sowohl Personen wie Kirchen, ist Beziehung zu wagen.“

Die Jahreslosung des Jahres 2009 weist auf die Grundbeziehung hin, aus der sich alles andere ergibt: die Beziehung zu Gott, bei dem alles möglich ist, was wir Menschen nicht vermögen.

Die Herausforderung, vor die uns der Evangelist Lukas stellt, kennen alle die gut, die in ihrem Dienst die Offenheit und den Kontakt zu den heutigen Armen in Europa nicht scheuen. Der litauische Theologe Dainius Sobeckis benennt die Armen, er trifft sie auf den Straßen Litauens. Gleich vor der Kirchentür, nach den Gebeten, ist er konfrontiert mit denen, die im neuen Europa unter die Räder gekommen sind und auf Erlösung harren:

„Nach den Gebeten

amen

wir wissen
wer die von Dir Geliebten sind
Deine Kinder

Alkoholiker Prostituierte
Zuhälter Mörder
Fehlgegangene Sünder
sie kommen vor Dich
alle Ungerechten seit langer
Zeit, Unmenschen
Diebe bis auf den Grund Verdorbene
Fremde die nicht
das festliche Lager achten

Deine Liebe wurde über sie ausgegossen

und doch bitten wir
Dich

sei barmherzig
den Dich liebenden Kindern
allen Deinen Heiligen
die Deinen Namen bezeugen
rühmen
und ihn loben

sei ihnen gnädig
gewähre nicht die Ruhe der Welt
salze mit Salz
nimm den Deckel vom Leuchter

Vater
vergib den Dich Liebenden
denn sie wissen nicht
was sie tun.“

(Dainius Sobeckis, Litauen)

Die Demut, die aus dieser letzten Bitte spricht, ist ein guter Abschluss unseres gemeinsamen Nachdenkens über den Kontext der Jahreslosung 2009. Demut tut innerhalb der vielen affirmativen, starken, ungebrochenen Stimmen unserer Zeit not. Die demütige Bitte um Vergebung verweist zurück darauf, dass wir angewiesen sind darauf, dass Gott ermöglicht, was uns als Christen und Kirchen nicht möglich ist. Und aus unserer Demut wird die Fähigkeit erwachsen, Beziehung zu wagen, in unseren Kirchen und in der Offenheit zu den Armen und Miserablen unserer Zeit. Da leuchtet das Reich Gottes auf, und die Welt kann erkennen, welche Leben gründende Kraft im Evangelium offenbar ist.